

Sternenstaub und Kritik

Gedanken zu Inklusion in fünf Sätzen

Natalie Berger Kofmel

Referat vom 14. September 2020 im Rahmen der Eröffnung der »CoCreate«-Woche der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW zum Thema Inklusion.¹

Vielen Dank für die Einladung und die Anfrage, meine persönlichen Gedanken zu Inklusion zu teilen. Unter Inklusion verstehe ich die Einbindung in zwischenmenschliche, soziale Zusammenhänge (Felder 2012: 129).² Dabei beziehe ich mich auf die bewusste und aktive Gestaltung von Diversity im Sinne einer Anerkennung und Wertschätzung der Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Menschen (Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW: 2011). In meinen Ausführungen orientiere ich mich an fünf Sätzen, denen ich in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen begegnet bin.

Satz 1: »Behindern ist heilbar«

Unter diesem Motto warb das Deutsche Bundesministerium für Arbeit und Soziales vor gut zehn Jahren für eine inklusive Gesellschaft. Das Bild zeigt einen Bankomaten, der zu weit oben angebracht und für niemanden erreichbar ist.

In einer inklusiven Gesellschaft ist alles einfach erreichbar. Sehbehinderten Personen werden Bilder beschrieben. Räume und Systeme sind so gestaltet, dass

-
- 1 »CoCreate« ist ein innovatives Lehrformat, bei dem sich Studierende in interdisziplinären und kollaborativen Projektgruppen mit Themen von hoher gesellschaftlicher Aktualität befassen. Im Herbstsemester 2020 wurden die aktuelle Situation in Hinblick auf Inklusion an der Hochschule sowie künstlerische und gestalterische Perspektiven und Ansätze zu Inklusion thematisiert (Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW: 2020).
 - 2 Nach Franziska Felder (2012: 123) umfasst Inklusion die Elemente Zugehörigkeit und soziales Handeln, das sich in sozialer Intentionalität zeigt und sich in einer gesellschaftlichen und einer gemeinschaftlichen Sphäre manifestiert. Zugehörigkeit wird über Anerkennung in Form von Liebe, Rechten oder soziale Wertschätzung gespiegelt (ebd.: 198ff.). Inklusion steht zudem in enger Beziehung und Wechselwirkung zu menschlicher Entwicklung und Freiheit (ebd.: 127).

sie für alle zugänglich und nutzbar sind. Universelles Design³ bringt Inklusion. Es geht nicht darum, dass sich scheinbare »Andere« an eine bestimmte Norm anpassen oder in irgendetwas integriert werden müssen, sondern um Systeme, die für alle anschlussfähig sind. Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Menschen, deren Bedürfnisse und entsprechende Zugänge werden bei der Entwicklung und Gestaltung dieser Systeme von Anfang an berücksichtigt.

Die Kampagne gefiel mir, denn sie veranschaulichte, was Behinderung gemäß UN-Behindertenrechtskonvention bedeutet: Menschen *werden* behindert. Das Umfeld behindert Menschen. Es braucht Arbeit an den Strukturen, in denen wir uns im Alltag bewegen, und einen Abbau von Barrieren – auch in den Köpfen.

Als Diversity-Koordinatorin der Fachhochschule träumte ich von einer solchen Kampagne. Wir müssten eine Sprache und Form finden, die für alle Fachbereiche zugänglich ist. Es sollte nicht nur ein Bild von Inklusion, sondern Raum für Diskussion und Reflexion über Zugänge, Ein- und Ausschlussprozesse mit Blick auf Vielfalt an der Hochschule entstehen. Und dieser Raum sollte von vielen genutzt werden, damit eine Veränderung in Gang kommt.

Dieser Raum fehlt oft. Oft fehlt es nicht nur an der gemeinsamen Sprache oder an einer gemeinsamen Vorstellung von der geeigneten Form. Meist fehlt ganz einfach die Zeit, um dies gemeinsam zu entwickeln. Diversity ist in Hochschulen, großen Firmen, den Medien mittlerweile Thema, aber nie prioritär, sondern immer *on top* und bekommt nur dann Aufmerksamkeit, wenn es durch Personen, Ziele oder Kriterien in Erinnerung gerufen wird. Daher braucht es wohl Kampagnen. Aber um Inklusion zu erreichen, um Institutionen zu öffnen, bedarf es an Raum, Zeit und Energie.

Satz 2: »Der Fokus fehlt«

Das höre ich oft von Leitungspersonen, wenn es darum geht, Energie für das Thema zu entwickeln. Vielfalt zu managen, ist eine Leadership-Aufgabe, also ist die Aufmerksamkeit von Chef*innen gefragt. Führung braucht Fokus und dies erfordert eine Reduktion von Komplexität.

Diversity und Inklusion hingegen – das sind komplexe Konzepte, die alle Ebenen einer Organisation betreffen, alle Angehörigen einer Gesellschaft, einer Gemeinschaft. Eine intersektionale Perspektive (Crenshaw 1989) ist gefordert, denn

³ Gemäß Art. 2 UN-Behindertenrechtskonvention bedeutet »universelles Design« ein »Design von Produkten, Umfeldern, Programmen und Dienstleistungen in der Weise, dass sie von allen Menschen möglichst weitgehend ohne eine Anpassung oder ein spezielles Design genutzt werden können. Universelles Design schließt Hilfsmittel für bestimmte Gruppen von Menschen mit Behinderungen, soweit sie benötigt werden, nicht aus.«

es geht nie allein um Gender, *Race*, Class, Abilities oder Desire. Diese verschiedenen Dimensionen oder Differenzachsen sind miteinander verschränkt, müssen zusammen gedacht, aber auch einzeln betrachtet werden, um die spezifischen Dynamiken zu verstehen, die darin wirken. Zudem läuft so vieles schief. Es gibt nicht das eine große Problem, zu dem es die eine richtige Lösung gibt, sondern vielfältige Ursachen für Ungleichbehandlung, unterschiedliche Ansätze zur Verbesserung – aber nur begrenzte Mittel und Ressourcen. Auch Menschen und Organisationen haben nur eine begrenzte Aufmerksamkeit. Der Zeitgeist erfordert kurze Botschaften.

Reduktion ist nicht zwingend schlecht. Sie zwingt uns, das Grundsätzliche herauszuarbeiten. »Simple is not basic – and basic is not simple«, sagte meine Tanzlehrerin Marcina de Almeida kürzlich. Und manchmal ist eine ganz einfach klingende Botschaft absolut fundamental: #BlackLivesMatter – das trifft den Kern der Sache, grenzt den Fokus ein und ist gleichzeitig inklusiv. Es geht nicht um »All Lives« oder »Our Lives«, sondern um »Black Lives« – und dabei um die ganze Vielfalt und Unterschiedlichkeit innerhalb der Schwarzen Community. Patrisse Khan-Cullors, eine der drei Mitgründerinnen der Bewegung, legt daher auch großen Wert darauf, dass dieser simple, aber sehr grundlegende Hashtag nicht abgeändert wird.

»Black Lives Matter was a call for all black lives. And it was important for us as black women, and two of which are queer, was to actually talk about the totality of black life. And that black cis men are not the sum of black people, but rather all black life being the totality of black people. Whether that's black trans folk, whether that's black folks who have been incarcerated, whether that's black folks who are currently incarcerated, black folks with disabilities, we wanted to call a new black liberation movement that centered those most at the margin as a part of a political frame to challenge the current system that we live in.« (The Real News Network 2015)

Melissa Steyn (2015) hat eine Critical Diversity Literacy formuliert, um Beziehungen und Situationen kritisch aus Diversity-Perspektive zu »lesen«. Ausgangspunkt sind historische Machtverhältnisse (Steyn 2015: 381), die eine Rolle spielen bei der Konstruktion von Unterschieden, die einen Unterschied machen.⁴ Sie führen dazu, dass wir nicht gleich positioniert sind im Zugang zu Ressourcen, Bildung, Karriere und Netzwerken (Amstutz 2015: 15). Diese unterschiedlichen Positionen werden nicht gleich bewertet. Und nur bestimmte damit verbundene Identitäten werden als solche markiert, andere nicht: Weißsein, Heterosexualität, männlich, cis, Mittelklasse, befähigter Körper – das bleibt unerwähnt (Steyn 2015: 382). Nach einem

⁴ Übersetzung frei nach Serena O. Dankwa, Ulla Klingovsky, Georges Pfrunder.

kritischen Diversity-Verständnis geht es darum zu erkennen, dass es privilegierte und marginalisierte Positionen gibt, dass Menschen aufgrund dieser hegemonialen Anordnung profitieren oder ausgebeutet und an ihrer Entfaltung gehindert werden.

Es geht um Macht, Position, Privilegien – von wegen Fokus. Aber Macht ist mächtig. Und Positionen werden nicht leicht aufgegeben, wenn sie einen Vorteil verschaffen.

Satz 3: »Angst essen Seele auf«

So lautet der Titel eines Films von Rainer Werner Fassbinder aus dem Jahr 1974. Er handelt von einer älteren Deutschen, die sich in einen jüngeren Marokkaner verliebt und ihn heiratet. Der Film zeigt das fremdenfeindliche Klima, das die Beziehung des Paars behindert.

Angst verhindert Inklusion: Martha Nussbaum beschreibt in *Königreich der Angst. Gedanken zur aktuellen politischen Krise*, wie die Angst vor dem eigenen körperlichen Begehrten, der eigenen Animalität und Sterblichkeit vermischt mit Ekel dazu führt, dass Menschen einander unterordnen oder ausschließen (Nussbaum 2019: 122ff.).

»Zum Teil ist dieser Ekel auch eine Angst vor dem ›Neuen‹, dem auf unheimliche Weise Unkonventionellen. In Zeiten des Umbruchs und des moralischen wie kulturellen Wandels müssen Menschen scharfe Trennlinien ziehen und alles ablehnen, was von den bisher akzeptierten Mustern abweicht.« (Ebd.: 157)

Angst kann heftige Gefühle auslösen gegenüber Menschen mit Behinderungen, Homosexuellen, Transpersonen, People of Colour, Zugewanderten, Frauen. Angst kann Empörung erzeugen, Rachgedanken begünstigen und zum Ruf nach Vergeltung führen (ebd.: 86ff.). Eine besonders giftige Mischung ist Angst und Neid, die dadurch entsteht, wenn sich eine Gruppe von wichtigen wertvollen Dingen – Geld, Status, Ämter, Beschäftigungsmöglichkeiten – ausgeschlossen fühlt, auf die sie beispielsweise aufgrund ihres Weißseins, ihrer Nationalität oder ihrer »Männlichkeit« einen privilegierten Anspruch zu haben glaubt (ebd.: 224f.). Angst kann ein Motor für Hassverbrechen sein, »besonders wenn sie mit der Dynamik von Zorn und Schuldzuweisung kombiniert wird« (ebd.: 125).

Wenn sich Falschmeldungen wie ein Lauffeuer in sozialen Medien verbreiten, geraten Emotionen leicht außer Kontrolle. Eine funktionierende Demokratie erfordert »korrekte Fakten, eine sachkundige öffentliche Diskussion und, am wichtigsten, eine Kultur von Dissens und geistiger Unabhängigkeit« aufseiten der Bürger*innen, schreibt Nussbaum (ebd.: 71). Sie betont die Rolle der Bildung und der Künste für Inklusion (ebd.: 162). Es braucht Filme, Bücher, Comedy, Performan-

ces, Kunstwerke, die menschliche Komplexität darstellen.⁵ Schulfächer, in denen es nicht um Konkurrenz, sondern um Kooperation geht (ebd.: 178). Musik, Theater, Tanz, Gesang – alles, was Menschen verbindet und ihnen ermöglicht, Vielfalt trotz ihrer Konflikthaftigkeit als bereichernd zu erleben (ebd.: 263).

Nussbaum empfiehlt Glaube, Liebe und Hoffnung als Gegenmittel zur Angst. Sie analysierte dazu die Rhetorik von Martin Luther King.

»King sagte immer, der Zorn habe einen begrenzten Nutzen, da er die Menschen zu seiner Protestbewegung brachte, statt sie in Verzweiflung versinken zu lassen. Doch sobald sie ein Teil dieser Bewegung waren, musste der Zorn ›gereinigt‹ und ›kanalisiert‹ werden. Was er damit sagen wollte, war, dass die Menschen die Rachsucht aufgeben und sich dennoch den Geist des gerechtfertigten Protestes bewahren müssen. Statt Vergeltung brauchen sie Hoffnung und den Glauben an die Möglichkeit der Gerechtigkeit.« (Ebd.: 114f.)

King betonte in seinen Reden die Hoffnung, um »Menschen dazu zu bewegen, sich an Bilder des guten Ausgangs zu halten, die durch friedliche Arbeit und Kooperation verwirklicht werden können« (ebd.: 247). So schaffte er es, den Zorn der Unterdrückten für eine soziale Bewegung zu nutzen, und brachte die Protestierenden dazu, »auf nicht rachsüchtige Weise vorausdenkend in die Zukunft zu blicken«, auf die gemeinsam hingearbeitet werden soll (ebd.: 116).

Für mich persönlich ist die inklusive Gesellschaft eine solche Vision, auf die ich hoffnungsvoll hinarbeitete. Und ich glaube, dass wir dahin kommen, wenn wir Mitgefühl und echte Wertschätzung füreinander entwickeln. Das bedeutet zum Beispiel, »weniger über die eigenen Probleme zu grübeln, sondern über die Schwierigkeiten anderer nachzudenken«, wie ich von Gen Kelsang Khandro, einer modernen buddhistischen Nonne gelernt habe. Zuhören und gemeinsam im Gespräch reflektieren hilft, die eigene Perspektive (in meinem Fall als weiße Cis-Frau, Akademikerin, berufstätige Mutter, mit gesichertem Aufenthaltsrecht und ohne Behinderungs- oder Migrationserfahrung) zu erweitern und die vielfältigen Verstrickungen zu erkennen, die zu Diskriminierung und Ungleichheitsverhältnissen beitragen. Melissa Steyn sagt: »Those socialized into positions of relative privilege tend to have less insight into the social dynamics that have created their advantages.« (Steyn 2015: 383) Die Marginalisierten wissen mehr über Unterdrückung als die Privilegierten. Ihnen muss also zugehört werden, um das Behindern zu verlernen.

5 »Comedy ist ein besonders wertvolles Anti-Ekel-Genre, denn seit Aristoteles verfolgt die Komödie das Ziel der Versöhnung mit dem Körper. Wenn man über die lächerlichen Aspekte der Körperlichkeit lachen kann, wird es umso schwieriger, die Körper von Minderheiten mit Angst zu betrachten.« (Nussbaum 2019: 161).

Satz 4: »Capitalism sucks«

Diesen Satz lese ich auf Transparenten – im Zusammenhang mit dem Klimawandel, der Abschaffung des Patriarchats, der Kritik an Großkonzernen. Es werden ironischerweise auch T-Shirts mit diesem Aufdruck im Internet verkauft.

Tatsächlich muss ein kritisches Verständnis von Diversity die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen einbeziehen. Die vorherrschende Geschlechterordnung, aber auch andere Ausbeutungsmechanismen sind eng mit der kapitalistischen Logik verbunden. Es bräuchte eine tiefgreifende Transformation, um Inklusion zu verwirklichen. Unsere Systeme sind dermaßen stark an Geld, Status und Wachstum ausgerichtet. Da genügt es nicht, an Einzelne zu appellieren, einfach etwas sensibler zu sein. Ein Umdenken reicht nicht, und die meisten Menschen haben auch nicht die Absicht, etwas zu verändern, erst recht nicht sich selbst.

Oft braucht es Gesetze, um etwas zu bewegen. Die Erfahrungen mit Corona und den Lockdowns zeigten, dass Veränderung möglich ist, wenn es sein muss. Es entstand (für die Privilegierten unter uns) die Chance, Vorstellungen von Normalität, den westlichen Lebensstil und die Konsumkultur zu hinterfragen. Es zeigte sich, welche Berufe »systemrelevant« sind, und Pflegearbeit wurde beklauscht, nicht aber besser entlohnt.⁶ Es zeigte sich auch, was Inklusion im wörtlichen Sinn von »einschließen« heißen kann: die Eingrenzung von Nationen. Das Zurückgeworfensein auf die eigenen, ganz unterschiedlichen Lebensumstände führte zu Isolation und Entfremdung, zu Ausgrenzung von Älteren, zu Wut auf das junge Partyvolk, auf die Regierung, die Maßnahmen oder die Gegner*innen der Maßnahmen. Mein Mann und ich kamen mit Homeoffice und Kinderbetreuung an unsere Grenzen. Andere fühlten unendliche Langeweile und zunehmende Nutzlosigkeit. Oder sie hatten endlich mal Zeit zum Nachdenken. Wiederum andere verloren plötzlich die Existenzgrundlage ihrer Arbeit. Und viele waren bis zur Erschöpfung im Einsatz. Die sozialen Ungleichheiten traten deutlich zutage, es entstanden neue Prekariate, Elend und Todesfallen.

6 Martha Nussbaum weist in ihren Ausführungen zum von ihr und Amartya Sen entwickelten Capability-Ansatz (übersetzt als »Verwirklichungschancen«, siehe Felder 2012: 95ff.) darauf hin, dass Behinderung sowohl Menschen mit Beeinträchtigungen als auch ältere Menschen betrifft und angesichts der demografischen Entwicklung ein zunehmendes Problem für die Gesellschaft darstellt. Sie betont die Notwendigkeit, über Pflegearbeit nachzudenken, weil diese gegenwärtig in erheblichem Umfang von Frauen geleistet wird, die zu einem großen Teil nicht dafür bezahlt werden, als ob Pflege eine natürliche Folge der Liebe wäre (Nussbaum 2011: 151).

Satz 5: »Wir sind Sternenstaub.«

Mit dieser Erkenntnis leitet Patrisse Khan-Cullors ihr Buch *#BLACK LIVES MATTER. Eine Geschichte vom Überleben* ein. Sie entnimmt dies einem Vortrag des Astrophysikers Neil deGrasse Tyson, und es macht ihr Hoffnung. »Der Physiker sagt, dass (...) nicht nur wir im Universum leben, sondern das Universum auch in uns. Er behauptet, dass wir Menschen im wahrsten Sinne des Wortes Sternenstaub sind.« (Khan-Cullors 2020: 15)

Aus Staub und aus Sternen zu bestehen, das hat etwas unheimlich Profanes, Bescheidenes und gleichzeitig Glamouröses. Patrisse Kahn-Cullors nennt es magisch. Ich finde, es sagt so vieles über ein mögliches Menschenbild: Wir sind alle gleich viel wert. Der Raum, in dem wir uns bewegen, ist unendlich weit. Wir haben diese Weite auch in uns – und wir sind dadurch miteinander verbunden. Wir dürfen uns nicht spalten lassen durch die Angst. Auch ein machtkritisches Verständnis von Diversity treibt uns nicht auseinander, sondern bringt uns zusammen. Denn zur Wertschätzung von Menschen gehört auch die Auseinandersetzung mit Barrieren und Hierarchien, die uns trennen.

Wen meine ich eigentlich mit »uns«, mit »wir«. Wer sind die »Anderen«?

Franziska Felder führt in *Inklusion und Gerechtigkeit. Das Recht behinderter Menschen auf Teilhabe* aus, dass bei Inklusion immer auch Exklusion mitgedacht ist.

»Wer von einer Gemeinschaft spricht, also von ›wir‹, setzt damit [...] die Grenzen dieser Gemeinschaften und meint auch ein ›Sie‹ als Unterscheidungsmoment zum ›Wir‹. Die Grenze trennt die Mitgemeinten (wir), die Mitglieder der Gemeinschaft, von den Ausgeschlossenen, den ›Anderen‹.« (Felder 2012: 145 mit weiteren Hinweisen)

Mit Blick auf die Lebenswelt von Menschen mit Behinderungen seien Inklusion und Exklusion jedoch nicht als Gegenbegriffe zu verstehen, sondern als Kontinuum. »Denn realiter geht es meist nicht darum, drinnen oder draußen zu sein, sondern beispielsweise darum: mehr oder weniger dazu zu gehören, das Gefühl zu haben, nicht dazu zu gehören oder subtile Ausgrenzungen zu erfahren.« (Felder 2012: 121)

Martha Nussbaum beschreibt eine Form von Liebe, die mit dem Glauben daran verbunden ist, dass das Gegenüber »ein ebenso tiefes Innenleben, eine eigene Sicht der Dinge und ähnliche Gefühle hat wie wir selbst« (Nussbaum 2019: 251). Liebe bedeutet dann auch mit Blick auf politische Gegner, »die andere Person als vollkommen menschlich anzusehen, als Wesen, das auf irgendeine Weise zum Guten und zur Veränderung fähig ist« (ebd.: 252).

»Diese Großzügigkeit des Geistes übt sich darin, das Gute in anderen zu sehen und gute Dinge zu erwarten, statt mit dem Schlimmsten zu rechnen. Martin Luther

King wies häufig darauf hin, dass diese Art der Liebe dadurch gefördert wird, dass man lernt, den Täter von der Tat zu unterscheiden. Taten können in aller Deutlichkeit verurteilt werden; doch Menschen sind immer größer als ihre Taten, fähig zu wachsen und sich zu ändern.« (Ebd.: 252)

Nelson Mandela blieb sein Leben lang ein Mann der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe, obwohl er so viel menschliche Bösartigkeit erleben musste (ebd.: 252f.).

Ich versuche diese Haltung zu trainieren: neugierig sein, offen, selbstkritisch, achtsam und flexibel. Wahrnehmen, was ist. Raum lassen. Andere nicht verändern, sondern überlegen, was ich selbst von meinem Gegenüber oder aus einer Situation lernen kann. Ich glaube, dass es Kritik *und* Liebe braucht, um etwas in Richtung Inklusion zu bewegen. Ein kritisches Bewusstsein, um soziale Machtdimensionen zu erkennen, und Liebe, aber auch die Beachtung der Rolle von eigenen und anderen unterschiedlichen Gefühlen (Steyn 2015: 387), um Energie für den strukturellen und kulturellen Wandel zu entwickeln.

Damit komme ich zum Schluss.

Mit der »CoCreate«-Woche eröffnet die Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW heute einen Raum, um über Inklusion nachzudenken und zu sprechen. Dabei geht es nicht nur um das Thema, also um das *Was*, das diskutiert wird, sondern auch um das *Wie* und *mit Wem*. Selbstgesteuerte, partizipative Formen der Organisation halte ich für besonders interessant, um Inklusion, Diversität und Perspektivenvielfalt in der Zusammenarbeit zu fördern.⁷

Eine Vision der FHNW ist es, dass ihre Absolvent*innen neugierig sind und kritisch reflektierend (Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW 2016). Die folgenden Fragen – abgeleitet aus einer Critical Diversity Literacy nach Melissa Steyn – könnten dazu anregen:

- Wer hat welche Ausgangslage, welchen Zugang, welche Ressourcen?
- Wie ist dies entstanden? Wie wirkt es weiter? Wozu dient es?
- Was wird gesagt, was nicht? Was wird gefühlt?
- Wer spricht? Wer ist da, wer abwesend?
- Wer steht am Rand? Was passiert an den Rändern?

⁷ Franziska Felder ordnet Gemeinschaften auf einem Kontinuum von partizipativ bis exklusiv ein. Exklusive Gemeinschaften sind tendenziell über formelle Anerkennungsprozesse, Zugehörigkeitsbedingungen oder Kriterien gekennzeichnet (Felder 2021: 144). Partizipative Gemeinschaften sind tendenziell offener und konstituieren sich über informelle Selbstbeschreibung. Dadurch ist es »leichter möglich, in solche Gemeinschaften inkludiert zu sein, man muss sich nur zugehörig fühlen.« (Ebd.: 151).

Transformation beginnt meist an den Rändern einer Gesellschaft. Kunst und Gestaltung nehmen in Transformationsprozessen eine wichtige Rolle ein. Nicht nur als Erfahrungsräume oder »Praktiken der Hoffnung«, wie Martha Nussbaum sie beschreibt (Nussbaum 2019: 257–263). An einer Hochschule für Gestaltung und Kunst werden gesellschaftliche Diskurse aufgenommen und reflektiert. Es wird antizipiert, was kommt, es werden Visionen entwickelt, Utopien, Dystopien diskutiert. Das bringt uns als Gesellschaft weiter, transformiert die Hochschule und alle am Prozess Beteiligten entwickeln sich, verändern sich.

Der Wandel findet statt. Manchen macht das Angst, aber es kommt dann sicher gut. Für alle. In diesem Sinne wünsche ich einen fulminanten Start in die Woche und viele magische, verbindende Momente voller Sternenstaub.

Literatur

- Amstutz, Nathalie (2015): »Geschlecht«, in: Berger, Natalie/Burren, Susanne (Hg.): DiversityanderFHNW—EineDokumentation, Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW: Brugg-Windisch.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2011): Informationsmaterial zum Nationalen Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und zum Übereinkommen, https://www.gemeinsam-einfach-machen.de/GEM/DE/AS/Home/_Inhalt/bestellung_node.html [31.1.2021].
- Crenshaw, Kimberlé (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: University of Chicago Legal Forum: Vol. 1989: Iss. 1, Article 8.
- Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW (2011): Diversity-Politik FHNW.
- Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW (2016): Strategische Leitlinien FHNW 2025.
- Felder, Franziska (2012): Inklusion und Gerechtigkeit. Das Recht behinderter Menschen auf Teilhabe, Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW (2020): CoCreate, <https://www.fhnw.ch/de/studium/gestaltung-kunst/kontext/cocreate> [31.1.2021].
- Nussbaum, Martha (2015): Fähigkeiten schaffen. Neue Wege zur Verbesserung menschlicher Lebensqualität. Übersetzung von Veit Friemert, Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Nussbaum, Martha (2019): Königreich der Angst. Gedanken zur aktuellen politischen Krise. Übersetzung von Manfred Weltecke, Darmstadt: wgb.
- Patrisse Khan-Cullors (2020): #BLACK LIVES MATTER. Eine Geschichte vom Überleben. Übersetzung von Henriette Zeltner, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Steyn, Melissa (2015): »Critical Diversity Literacy: Essentials for the Twenty-First Century«, in: Steven Vertovec (Hg.), Routledge International Handbook of Diversity Studies, New York: Routledge, S. 379ff.

The Real News Network (2015): A Short History of Black Lives Matter. Interview mit Patrisse Khan-Cullors, <https://therealnews.com/stories/pcullorso722blacklives> [31.1.2021].